
EXiL Forschung
Erkenntnisse
Ergebnisse

Gegründet von Joachim H. Koch
Herausgegeben von Edita Koch

Inhalt

<i>Frithjof Trapp</i> Annäherung an Arthur Koestler: <i>Sonnenfinsternis</i>	5
<i>János Szabo</i> Staatsvilla und Gefängnis. Julius Hays Schaffen von 1945 bis 1957	16
<i>Deborah Vietor-Engländer</i> Alfred Kerr und das Judentum	41
<i>Liliane Meffre</i> Carl Einstein in Frankreich	48
<i>Edita Koch</i> „Meine Wurzeln sind in der Luft.“ Ein Gespräch mit Joseph Hahn in New York	56
<i>Joseph Hahn</i> Fünf Gedichte	59
<i>Johannes Wüsten</i> Lebenslauf	66
<i>Wolfgang Wessig</i> Pseudonyme des Malers, Dramatikers und Romanciers Johannes Wüsten	69
<i>Robert Stockhammer</i> Heimatliteratur im Exil: Oskar Maria Graf	71
<i>Andreas Volk</i> Zur Bibliographie Siegfried Kracauers	81
<i>Wolfgang Krämer</i> Zu Arie Wolfs <i>Größe und Tragik Arnold Zweigs</i>	85
<i>Frithjof Trapp</i> Reinhard Müller (Hrsg.): <i>Die Säuberung</i>	87
Chronik	91
Hinweise	98
Die Autoren	103

EXIL erscheint voraussichtlich jährlich zweimal und kann durch viele Buchhandlungen oder unmittelbar vom Herausgeber bezogen werden.

Redaktion: Edita Koch, Prof. Dr. Frithjof Trapp, Universität Hamburg,
Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur, Von-Melle-Park 3, 2000 Hamburg 13.

Textverarbeitung: Jens Hohmann.

Verlangten wie unverlangten Manuskripten wird sorgsame Behandlung zugesichert.

Alle Rechte verbleiben bei den Autoren.

Anzeigenverwaltung beim Herausgeber.

Zur Zeit ist die Anzeigen-Preisliste Nr. 2 vom 1. Januar 1984 gültig.

Gesamtherstellung: fotosatz griesheim gmbh, Postfach 1232, D-6103 Griesheim.

Heimatliteratur im Exil: Oskar Maria Graf

1. Der Provinzschriftsteller

Bekanntlich waren die Bücher Oskar Maria Grafs nicht unter denen, die am 10. Mai 1933 auf dem Scheiterhaufen landeten. Vielmehr wurden sie seinem eigenen Bericht zufolge – mit der wichtigen Ausnahme seiner Autobiographie *Wir sind Gefangene* – von den Nationalsozialisten auf einer sogenannten „Weißen Liste“ sogar empfohlen¹. Graf, zur Emigration wenige Monate zuvor während einer Vortragsreise in Österreich gezwungen, reagierte umgehend mit dem Aufsatz *Verbrennt mich!*, den man den nachgerade 'klassischen' Text zum Thema der Bücherverbrennung genannt hat². Dort fordert Graf die neuen Machthaber dazu auf, auch seine Bücher zu verbrennen, weil er nicht Teil der Kulturpolitik eines barbarischen Nationalismus werden wolle. Seine eigene spätere Nachschrift zu diesem Aufsatz berichtet davon, daß seiner Aufforderung Folge geleistet und ein zusätzliches Autodafé mit seinen Büchern, einige Tage später in München, inszeniert wurde³.

Zweifellos ist unter Grafs Büchern keines von faschistischer Ideologie geprägt. Gleichwohl muß es nicht gänzlich unbegründbar bleiben, warum die Nationalsozialisten sie vereinnahmen zu können glaubten. In verschiedenen Graden zeigen Grafs Bücher aus der Zeit der Weimarer Republik Nähe zu jener „Heimatkunstabewegung“, die sich bekanntlich teilweise recht kontinuierlich in die „Blut und Boden“-Ideologie hineinentwickelte. Das Schlüsselwort der Bewegung tendiert ja zur nationalistischen Aufladung schon aus dem schlichten sprachlichen Grund seiner Unübersetzbarkeit (und fast Unumschreibbarkeit, wäre „Heimat“ doch zu begreifen allenfalls als Totalität der Vorstellungen von Zu-Hause-Sein und dem Herkunftsort – eine Totalität, die freilich suggeriert, mehr als die Summe ihrer Teile zu sein⁴).

Am greifbarsten ist Grafs Nähe zur Heimatliteratur in seinem seinerzeit meistverbreiteten Roman *Die Heimsuchung*, in dem sich so charakteristische Momente der Heimatkunst-Ideologie finden lassen wie die Überhöhung des Historischen ins Vegetative und, korrespondierend dazu, die abschätzige Behandlung der „Entwurzelten“:

„Ein Mensch fängt an und wird zu einem Geschlecht. Es war etwas in seinem Blut und Innersten, was man gewöhnlich sein Eigentliches nennt. [...] Rundherum war Erde und an dieser Erde hing der Mensch, bis er selber in sie zurückkehrte. Wer so aufwächst, hat ein anderes Hirn als die Heimatlosen und Erregten in dieser Welt.“⁵

Angesichts solcher Anpassung an den Jargon der Eigentlichkeit mag man daran zweifeln, ob Grafs Perspektive auf die ländliche Bevölkerung wirklich so unbeirrt nüchtern war, wie er sehr viel später behauptet:

„Mir galt und gilt der Bauer schriftstellerisch immer nur als Mensch wie jeder andere Mensch, der nur zufällig ins ländliche Leben hineingeboren ist. Abgesehen von seiner Daseinsart, die ihm von seiner Umgebung aufgezwungen wird, ist er das gleiche fragwürdige nutzungs- und triebgefangene arme Luder wie wir alle.“⁶

Vielleicht noch entscheidender als jene Passagen, in denen sich eine Verherrlichung der Scholle abzeichnet, ist aber dies, daß Graf der Ambivalenz der Heimatkunst auch dort nicht entkommt, wo seine aufklärerischen Absichten unzweifelhaft sind. Schon die bloße Tatsache, daß die meisten Werke Grafs auf dem Land spielen, befördert das ideologische Mißverständnis. Darein verschränkt sich zudem Grafs Anspruch, ein „Volkschriftsteller“ zu sein:

„Ich schreibe ja nicht für Kritiker, Dichterkollegen und Intellektuelle, sondern für das Volk.“⁷

Selbstverständlich versteht Graf, wenn er dies für die kommunistische Zeitschrift *Linkskurve* schreibt, unter Volk eine ganz andere Einheit als die Nationalsozialisten: Es bestehe aus „Genossen“. Gleichwohl teilt er damit, wie die meisten Literaturtheoretiker um Johannes R. Becher in der

Linkskurve, eine anti-intellektuelle, der literarischen Avantgarde gegenüber ablehnende Position⁸, die sich nur schwer von vergleichbaren Positionen im gegnerischen Feld der Heimatkunstabewegung ablösen läßt. Verbunden ist damit natürlich auch der ebenfalls ambivalente Anspruch, eine leicht verständliche, dem Ideal mündlicher Erzählung verpflichtete Sprache zu schreiben. Kann man auch diese „epische Naivität“ unschwer als literarische Stilisierung zweiten Grades durchschauen⁹, so bleibt es doch zweifelhaft, ob Graf diese Stilisierung als eine einsetzte, die als solche von seinem anvisierten großen Publikum durchschaut werden sollte.

Dieser Anti-Avantgardismus aber beinhaltet für Graf eine weit größere Gefahr als für die entschieden kommunistischen Schriftsteller. Er scheint keine politischen Mißverständnisse nach sich zu ziehen, wenn er im Kontext des proletarischen Romans steht. (Tatsächlich haben die Nazis *Wir sind Gefangene*, die Autobiographie eines „Asphaltliteraten“, nicht mißverstanden, im Gegensatz übrigens zu den Kommunisten¹⁰.) Wo aber schon der bloße ländliche Schauplatz einer Erzählung assoziiert wird mit einer reaktionären literaturpolitischen Tendenz, wirkt es sich möglicherweise prekär aus, wenn eine ausdrückliche Distanzierung des „linken“ Anti-Avantgardismus vom „rechten“ fehlt.

Gegen Ende seines Lebens war Graf fähig, diese Komplikationen zu ironisieren. Im zweiten Teil seiner Autobiographie (*Gelächter von außen*) erzählt er eine Anekdote, deren Wahrheitsgehalt von den meisten Kritikern bezweifelt wird. Um 1925 habe er Adolf Hitler persönlich getroffen, der sich als großer Bewunderer seines *Bayrischen Lesebüchchls* erwiesen habe:

„Unverfälscht echt fand er [die Erzählungen]. ‚Man merks, das hat ein reinrassiger Bauernmensch geschrieben. Das ist Blut und Boden... Völkisch durch und durch‘, rühmte er.“¹¹

So ironisch und unausdrücklich aber hier die Distanzierung von der Heimatkunstabewegung erfolgt, so ironisch und unausdrücklich hatte sie auch in jener Zeit stattgefunden, in die Graf das Zusammentreffen mit Hitler rückt. Vor 1933 muß man sie in Grafs eigenem Profil als Schriftsteller suchen, das freilich weit genug von der Symbiose aus Bauer und Künstler entfernt ist, von der etwa Langbehn geträumt hatte¹². In einer Großstadt lebend, zieht er das übersetzbare dem unübersetzbaren Etikett vor: seine Visitenkarten lauten auf „Provinzschriftsteller“ oder „Spezialist in ländlichen Sachen“ statt auf „Heimatschriftsteller“. Seine Arbeitsweise ist eher eine industrialisierte denn eine bäuerliche. Zwischen 1924 und 1932 nimmt seine Produktion gigantischen Umfang an: Seine Werke beschäftigen mindestens zehn Verleger, viele Zeitschriften sowie eine Zigarettenfabrik, die eine „Oskar-Maria-Graf-Zigarette“ erfindet. Jeder Packung dieser Zigaretten liegt eine kurze Erzählung des Namensgebers bei; dieser erhält dafür 500 Zigaretten pro Woche als eine Zugabe zu dem vielen Geld, das er während dieser „goldenen Jahre“ verdient. Finanzielles Interesse ist, seinem eigenen Bericht zufolge, auch der Anlaß für die Entstehung seines populärsten Buches, *Das bayrische Dekamerone*, einer Sammlung sehr kurzer und derber Erzählungen, die vom Liebesleben auf dem Lande handeln¹³.

Grafs wachsende Einsicht in die politische Entwicklung der frühen 30er Jahre hängt zweifellos zusammen mit seinem „Linksruck“¹⁴, seiner Annäherung an die KPD, deren Mitglied er gleichwohl nie geworden ist. Aber seine plötzliche Einsicht in die Ambivalenz der eigenen Situation als „Provinzschriftsteller“, die erst durch das Erscheinen seiner Bücher auf der „Weißen Liste“ ausgelöst wird, muß in anderen Kategorien beschrieben werden. *Diese Einsicht zeigt sich als Reflexion auf die Rolle der Sprache zwischen den labilen Polen von „Heimat“ und Exil*. Einige Phasen dieser Reflexion sollen hier kurz skizziert werden, bevor ihre differenzierteste Ausformulierung in *Die Flucht ins Mittelmäßige* ausführlicher dargestellt wird.

2. Die unlesbare Mutter-Sprache

In der ersten Phase arbeitet Graf die Destabilisierung dieser Pole von „Heimat“ und Exil aus. 1934, als er in der Tschechoslowakei lebt, wird er in seiner Funktion als Mitherausgeber der Exilzeitschrift *Neue deutsche Blätter* eingeladen, am 1. Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller in Moskau teilzunehmen; eine Reise durch südliche Gebiete der UdSSR folgt. Fast am Anfang seines Berichts von dieser Reise steht ein bemerkenswertes Lob auf das Exil, wobei Graf zugleich den unübersetzbaren und offensichtlich unübertragbaren Begriff „Heimat“ ablehnt:

„Ach was, Heimat!? Wunderbare Emigration, wie du die Menschen auflockerst und weltbereist machst!“¹⁵

„Heimat“ wird ersetzt durch ein kleineres, übersetzbares Wort mit einer übertragbaren Bedeutung: „daheim“. Die Möglichkeit, daheim zu sein, scheint von jeder beliebigen kleinen Gruppe von Menschen gewährleistet werden zu können, die durch ein gemeinsames Schicksal verbunden wird. Ihr Modell ist das Zusammentreffen deutscher Schriftsteller in Moskau, die in alle Teile der Welt emigriert sind.

Aber diese Konzeption eines kleinen Daheimseins wäre unvollständig, würde man ihr großes Gegenstück unterschlagen, das der Ausdruck der „Weltbereisheit“ ist. Dieses Gegenstück ist in Grafts Faszination für anonyme Massen zu finden: „Massen lösen in mir fast immer berauschende Gefühle aus.“¹⁶ So ist die von Graf erlebte Geborgenheit gebunden an Intimität und Anonymität zugleich, an die Vermischung des Kleinen und des Großen. Weder ist Daheimsein das Gegenteil zum Exil, noch könnte dieses Daheimsein auf die kleine Zelle aus einigen Vertrauten reduziert werden. Der „echt russische Amerikanismus“¹⁷, den Graf kurioserweise angesichts des sowjetischen Zivilisationsprozesses notiert, antizipiert die Wiederkehr derselben Konzeption in den USA.

Bis jetzt wird das Problem der Sprache nur vage berührt. Graf berichtet von seiner Absicht, den Dialekt vor dem Schriftstellerkongreß zu verteidigen. Seine Rede war als Entgegnung an Maxim Gorki geplant, der den Dialekt aus der sozialistischen Literatur verbannt sehen wollte. Derart hätte Graf für die Bewahrung des Regionalen plädiert angesichts eines Internationalismus, für den die seinerzeitige UdSSR eintreten mußte. Aber Graf wurde nicht erlaubt, die Rede zu halten, weil er sich weigerte, sie niederzuschreiben¹⁸. Zweifellos war diese Weigerung untrennbar verknüpft mit dem Thema der Rede, da der Dialekt ja der exemplarische Fall dessen ist, was in der gesprochenen Sprache seinen Ursprung hat. Derart hätte er für die Bewahrung der mündlichen Tradition plädiert angesichts einer Alphabetisierung, für welche die seinerzeitige UdSSR kämpfen mußte.

Wird noch der späte Graf den Dialekt wegen seiner „schier bestürzenden Kraft des respektlosen Profanierens“¹⁹ loben, so stellt sich die Frage, wie ein Schriftsteller der mündlichen Tradition des Dialekts verpflichtet bleiben kann, der, fast die gesamte zweite Hälfte seines Lebens hindurch, von seinem alltäglichen Gebrauch exiliert ist. Damit ist ein Problemzusammenhang berührt, der unter anderen Aspekten Graf bereits zu beschäftigen beginnt, als er noch nicht in den USA ist, wohin zu fliehen er 1938 gezwungen wird. Außer durch die in bezug auf das letzte Exil-land erstaunliche Behauptung, daß die Tschechoslowakei und die USA die gute Qualität des dort erhältlichen Bieres gemeinsam hätten²⁰, wird die Kontinuität von Grafts Leben durch seinen Plan gestiftet, eine Biographie seiner Mutter zu schreiben. Der Plan wurde von ihrem Tod im Jahre 1934 ausgelöst. Graf erzählt zweimal – am Ende seines Reiseberichts ebenso wie an dem von *The Life of my Mother* -, daß er in Tiflis stark an sie erinnert wurde, genau am Tag ihres Todes, obwohl er von diesem erst drei Wochen später erfahren hat.

In dem früheren Buch ergänzt er: „Mit ihr starb das Letzte, was mich mit meiner Heimat verband.“²¹ Und in dem späteren, das erst ungefähr fünf Jahre später vollendet sein wird, stellt er sich allen Aspekten der Entfremdung, die mit dem Verlust von „Heimat“ als einer Totalität von Zu-Hause-Sein und Herkunftsort verbunden sind. Seine Nachforschungen in der Familiengeschichte erweisen das Exil als eigentlichen Ursprung:

„Was mich bei meinem Buche *Das Leben meiner Mutter* am meisten interessiert, ist das: Wir Grafts waren also eigentlich 'Eingewanderte', waren Vertriebene, waren Emigranten am Anfang!“²²

Deshalb räumt er den lange zuvor in die USA emigrierten Familienmitgliedern – der Tante Stasl und den Geschwistern Eugen, Lenz und Nanndl – eine wichtige Rolle ein und verleiht sogar seiner Mutter selbst ein Bewußtsein von dieser Verwurzelung in der Entwurzelung, wenn er sie begeistert ausrufen läßt:

„'Hm, es ist eigentlich schön, es ist großartig, wenn man denkt, daß wir Grafts über die ganze Welt verstreut sind.'“²³

Hier noch entscheidender ist Grafts Beschäftigung mit den Bedingungen, unter denen eine Biographie seiner Mutter als ein Stück „Heimatliteratur“ geschrieben werden kann. Während er die ihm unverständliche Wortprägung „Vaterland“ zurückweist, setzt er „Heimat“ erneut mit

seiner Mutter gleich. Aber diese Gleichsetzung unterliegt einer bemerkenswerten Wandlung im Vergleich zur bereits zitierten Formulierung aus dem Reisebericht. Jetzt ist „Heimat“ das, was selbst durch den Tod ihrer Personifikation nicht verloren gehen kann:

„Ich lebte stets nur da, wo ich meine Mutter fühlte und wußte: Diese Heimat blieb unverlierbar.“²⁴

Dieses Fühlen und Wissen um sie ist keine imaginäre, sondern eine symbolische Beziehung, die in ihrer Abwesenheit fortbesteht und sie impliziert. Indem er ein drittes Glied mit „Heimat“ und Mutter verbindet, markiert Graf ausdrücklich, daß Heimat Sprache sei, und betont den ihm bemerkenswert erscheinenden Sachverhalt, daß man den Ausdruck „Muttersprache“ nicht durch „Vatersprache“ ersetzen kann²⁵. Mußte er bei der Verbindung eines Elternteils mit „-land“ gegen den Sprachgebrauch angehen, so kann er bei dessen Verbindung mit „-sprache“ mit diesem argumentieren. Da es also keinen Weg zurück zu einer anderen als symbolischen Beziehung zur Mutter gibt und diese nicht durch die geographische Beziehung zu einem Land des Vaters ersetzt werden soll, wird Graf's dringlichstes Problem von nun an sein, wie „Heimat“ als Sprache bewahrt werden kann.

Denn die Gestalt dieser Sprache, in welcher „Heimat“ zu bewahren ist, erschwert dieses Unterfangen beträchtlich: Es handelt sich ja um *geschriebene*. Weit entfernt von ihrem flüchtigen Ursprung im Dialekt, handelt es sich um Sprache, die sich auf einem Blatt Papier materialisiert hat. Dieses Blatt ist überdies manchmal eine Ware, für die der Schriftsteller bezahlt wird. Graf's Mutter wollte es nicht glauben, als ihr Sohn ihr erzählte, daß er Geld mit einer Arbeit verdiente, die nicht härter war als Schreiben²⁶; derart entfernt sich die symbolische Bewahrung der Heimat, für welche das Andenken an die Mutter ein Garant ist, von dem Vorstellungskreis eben des Menschen, der für die Garantie sorgt. Nicht zufällig enthält *The Life of My Mother* daher auch ein beispielhaftes Stück geschriebener Sprache, das geeignet ist, einen Einblick in die Gefahren zu geben, welche „Heimat“ als Sprache drohen. Es handelt sich um einen wahrscheinlich fiktiven Brief, den die emigrierte Tante Stasl aus Seattle (Washington) nach Berg (Bayern) sendet. Er lautet:

„Lieber Max, – ich schicke für die Kinder einen Spargroschen, [...] hoffentlich geht's Dir und der Resl und der Kathl gut. Grüße auch die alte Resl und alle Bekannten. Mein Mann workt bei den Miners im Bergwerk. Ist harte Arbeit. Haben ein house und verrente an Miners, wo aus Deutschland, Holland und Österreich kommen. Gibt auch zwei Dollars from man the week. In Amerika schafft alles, auch die Frau. Wir sind gesund, aber schreib wieder einmal! Hab' neulich ein newspaper gelesen, daß das house, wo Jefferson anno 1775 the Declaration of Independence written hat, einem Graf gehört hat. Der ist in Philadelphia gewesen. Interessiert mich und will einmal researchen. Dieser Graf I think muß einer von den Salzburgern, wo der Kastenjakl written hat, gewesen sein. Wenn wieder ein Dollar übrig, schick' ich ihn. Muß schließen, weil the train geht. Mein Mann workt und kommt nicht vor Nacht heim. Herzliche Grüße – Stasl.“²⁷

Zweifelloso hat dieser Brief auch autobiographische Züge: Aus Furcht davor, Anglizismen in sein Deutsch zu mischen, lernt Graf nur widerwillig Englisch, selbst als er bereits seit vielen Jahren in den USA lebt. „Heimat“ als Sprache muß geradezu aggressiv verteidigt werden. Auch ist sie nicht so heimelig, wie man vielleicht annehmen mag; einmal schreibt Graf davon, daß er „in der Gefangenschaft der deutschen Sprache“ bleibe²⁸. Als Sprache entworfene „Heimat“ kann nicht mehr die Eigenschaften haben, die man der als vorsprachlich entworfenen „Heimat“ gewöhnlich zuspricht.

Die Geschichte der Ausgaben von *The Life of my Mother* illustriert dies auf eindringliche Weise. Wurde hier mit Absicht beharrlich der englische Titel der Biographie zitiert, so weil dies etwas Entscheidendes andeutet: Die Erstausgabe des Buches war seine Übersetzung ins Amerikanische, und es dauerte sechs Jahre, bis die Veröffentlichung des deutschsprachigen Originals möglich wurde. Man mag sich nun Graf zwischen 1940 und 1946 vorstellen, wie er die einzige gedruckte Fassung des umfangreichsten Buches in den Händen hält, das er selbst geschrieben hat – und jetzt nicht fähig ist, es zu lesen (obwohl es nirgendwo als Übersetzung gekennzeichnet

ist, geschweige denn den Namen eines Übersetzers trägt, es also keine Instanz ausweist, welche für diese Unlesbarkeit verantwortlich gemacht werden könnte ²⁹). Was in dieser Allegorie des Lesens unlesbar wird, ist genau die schriftgewordene mündliche Quelle der Literatur, die Muttersprache.

3. Der Stammtisch in der Diaspora

Diese Situation zeitigt für Graf, den Romanschriftsteller, erst mit einer bemerkenswerten Verspätung Folgen. Noch um das Ende des Zweiten Weltkriegs gelingt es ihm, den Roman *Unruhe um einen Friedfertigen* (veröffentlicht 1947) zu schreiben, vielleicht seinen besten und jedenfalls denjenigen, in dem die überzeugendste Synthese aus ländlichen Themen und politischer Analyse erreicht wird. Aber von da an scheint die Quelle der Erinnerung erschöpft zu sein, aus der die bayerischen Gegenstände noch geflossen waren.

Der Roman *Die Flucht ins Mittelmäßige* ³⁰ ist das Zeugnis dieser Krise. Grafs Situation zwischen den 40er Jahren und 1959 – dem Jahr des Erscheinens von *Flucht* – kann mit Hilfe der Begriffe skizziert werden, welche der Roman selbst bereitstellt, der zweifellos autobiographische Züge trägt.

In diesen Jahren ging das Exil in die „Diaspora“ über. „Diaspora“ ist der Ausdruck von Mart Ling, dem Protagonisten des Romans, einem Korrekturleser, der als Autor von Kurzgeschichten Karriere macht, aber an der Aufgabe scheitert, einen Roman zu schreiben. Der jüdischen Konnotationen des Wortes zeigt er sich wohlbewußt (vgl. 33 f.) ³¹. Nach der jüdischen Konzeption der „galut“ – deren griechisches Äquivalent „diaspora“ ist – könnte nur ein Messias die Emigranten aus ihrer Situation befreien, welche die Lebensdauer eines einzelnen übersteigt. Und selbstverständlich gibt es keinen Grund für die Hoffnung auf ein baldiges Kommen des Messias.

Aber wie kann ein bayerischer Katholik wie Ling (oder Graf ³²) seine Situation mit jener der emigrierten Juden in New York gleichsetzen? Während deren Gründe, nicht nach Deutschland zurückzugehen, unmittelbar verständlich erscheinen, verlangen die seinen nach weiterer Erklärung. Seine Weigerung, in das Land seiner Geburt zurückzukehren, ist noch erstaunlicher, wenn man erwägt, daß er vielleicht derjenige ist, der die geringste Hoffnung darauf hat, sich jemals in den USA zu assimilieren. Dem Roman zufolge macht Ling überhaupt keine Fortschritte beim Englischlernen (auch wenn dies wahrscheinlich als autobiographisches Detail eine Übertreibung darstellt) ³³. Seine Freunde, Kollegen und sogar Geschäftspartner sind, ohne jede Ausnahme, Deutsche oder – es wäre schwierig, die Trennungslinie zu ziehen – Deutschamerikaner. Der Mittelpunkt von Lings Beziehungen ist ein Kreis von Emigranten, welcher der Kumiankreis genannt wird.

Genau diese Isolation einer Minderheitengruppe aber ist Teil der nun bereits vertrauten grafphischen Konzeption des Daheimseins:

„*Daheim* will ein Mensch sein! Nicht Heimat braucht er!“ (302)

Ling wählt wie Graf ein kleines Wort für eine kleine Welt, deren bevorzugtes Symbol ein Tisch ist. Wie Mrs. Emmerle, Lings Vermieterin, bemerkt, besteht der Unterschied zwischen den Amerikanern und den Deutschen in dem der Gewohnheiten bei Festen, soweit sie den einen zentralen Tisch betreffen: Die Amerikaner sitzen nur für die Dauer des Essens um einen einzelnen Tisch herum und verteilen sich danach in Sitzecken in einem anderen Zimmer; die Deutschen hingegen bleiben auch nach dem Essen als eine Gruppe um den zentralen Tisch sitzen (vgl. 323 f.). Befindet sich dieser zentrale Tisch neben anderen in einem Gasthaus, kann er gleichwohl der eine bleiben, wenn er der Stammtisch ist.

Auch die andere Hälfte der bereits vertrauten Konzeption des Daheimseins erscheint hier erneut. Wenn Ling „aus einem unklaren Gedanken heraus“ gesteht, daß er New York wirklich mag, behauptet er, dies habe nichts mit Daheimsein zu tun (vgl. 73). Aber später setzt er die Vorstellung von „Geborgenheit“ damit gleich, ein kleiner Teil eines riesigen Ganzen zu sein:

„Und keiner ist denkbar ohne das Ganze. Und jeder ist ein winziges Gliedchen im Räderwerk des Getriebes, ein kleines Geräusch im großen Lärm der Millionenstadt und fühlt sich geborgen und ist zufrieden.“ (405)

Das Nachkriegsdeutschland konnte diese Ganzheit nicht bieten. Der wichtigste Grund dafür ist selbstverständlich, daß es nach 1945 in zwei Teile geteilt war, deren Bevölkerungen sogar verschiedene Idiome sprachen. („Der eine sagt ‚party‘ und meint damit Vergnügen, der andere versteht darunter ‚Partei‘ und empfindet sie als Last.“³⁴) Gleichwohl ist zu bezweifeln, daß Graf 45 Jahre nach 1945 nach Deutschland zurückgekehrt wäre, hätte er noch gelebt. Eher hätte er auf der Tatsache bestanden, daß eine wirkliche Wiedervereinigung unmöglich ist in einem Land, dessen Bevölkerung nicht daran gewöhnt ist, als Schmelztiegel zu fungieren. Eine Ganzheit ist für ihn denkbar nur, wenn sie auf dem Zusammenwachsen des Verschiedenen beruht; auf die Vorstellung einer vorgängigen Einheit gestützt, muß sie notwendig scheitern.

Die USA ist zweifellos der exemplarische Fall einer solchen Konzeption von Ganzheit als ‚melting pot‘. Aber im Gegensatz zu der Synthese des Kleinen und Großen, die Graf in der UdSSR erlebte, erscheint jetzt die Intimität drinnen nur noch durch eine unablässige aggressive Verteidigung gegen die Anonymität draußen möglich zu sein. Die deutschen Kreise sind geprägt von einer „fast gewaltmäßigen Echtheit“³⁵; der Stammtisch wird der Mittelpunkt eines „Gespensterreigens“³⁶ genannt. Die Burg, welche jedes Heim nach einem auch im Deutschen geläufigen Anglizismus ist, kann zudem von innen heraus geschleift werden: Als Liebhaber der Bärbele Kruleich, der Tochter der Emmerles, zerstört Ling die Geborgenheit des ehelichen Heims, um derentwillen er es doch aufgesucht hat. Er handelt „amerikanisch“, indem er die „deutsche“ Übereinkunft des einen Tisches zerstört. Der Überschuß an sexueller Begierde, der sich an Bärbeles Körper entläßt, bringt die künstliche Ordnung vollends aus dem Gleichgewicht.

Lings ständiges Hinundher zwischen der Verausgabung in der großstädtischen Anonymität und der Geborgenheit in der provinziellen Intimität zeigt sich derart als ein Oszillieren zwischen zwei Polen derselben Konzeption, die nicht leicht miteinander zu versöhnen sind. „Mittelmäßigkeit“ ist das Schlüsselwort für diese Versöhnung, und nicht zufällig wird sie ausdrücklich verbunden mit dem „göttlichen Durchschnitt“ des Amerikaners Walt Whitman (vgl. 74). So stellt die Flucht ins Mittelmäßige eher eine Aufgabe als ein Aufgeben dar; noch gegen Ende des Romans überlegt ein Mitglied des Kumanikreises, ob die Emigranten noch nicht zur Mittelmäßigkeit bereit sein mögen (vgl. 572). Lings Entwicklung erzählt eine zweideutige Geschichte: Sein Rückflug, seine Rückflucht nach Deutschland, ist „eine wirre, planlose Flucht in eine neue Diaspora. [...] Er reiste eine Zeitlang grämlich umher und entschloß sich endlich, in Hamburg zu bleiben, weil diese Stadt ihn noch am ehesten an New York erinnerte.“ (568) Es wird offengelassen, ob sein Verschwinden in einer zweiten Diaspora einer gelungenen Flucht ins Mittelmäßige entspricht.

4. „Lesen Sie before the letter“

In diesem Kontext den sprachlichen Implikationen der Auseinandersetzung mit „Heimat“ und „Diaspora“ nachzugehen heißt, *Die Flucht ins Mittelmäßige* auch als Autographographie zu verstehen. Eines der wichtigsten Themen des Romans ist die Schwierigkeit, (einen Roman) zu schreiben – sein Arbeitstitel lautete zeitweilig *Der mißlungene Roman*. Diese Selbstreferentialität bringt ihn in die Nachbarschaft eines Korpus ihm zeitgenössischer Romane, der französischen *Nouveaux Romans* und deren einflußreichem Vorgänger, Gides *Faux-Monnayeurs*. Diese Ähnlichkeiten sind überraschend insofern, als man geneigt sein wird, das Werk eines Erzählers wie Grafs dem des modernen Romans entgegenzusetzen.

Tatsächlich kann man diese Entgegensetzung bereits bei Walter Benjamin lesen. In einer Rezension zweier Bücher Grafs aus der Zeit um 1930 zitiert er Passagen aus seinem eigenen Essay *Der Erzähler* und wendet seine Kategorien auf die *Kalendergeschichten* und den Roman *Bolwieser* an, wobei er den Erzähler auf Kosten des Romanschriftstellers zur Geltung bringt. „Die Geburtskammer des Romans“, schreibt Benjamin, „ist, geschichtlich gesehen, die Einsamkeit des Individuums, das sich über seine wichtigsten Anliegen nicht mehr exemplarisch aussprechen kann, selbst unberaten ist und keinen Rat geben kann.“³⁷ Grafs Werk hingegen stamme aus der mündlichen Tradition und basiere auf der Fähigkeit zu erzählen, was man gehört hat. Derart sei *Bolwieser*, strenggenommen, kein Roman, sondern eine „Geschichte“³⁸.

Die Möglichkeit der Erfahrung durch Erzählung – „Erfahrung“ in dem emphatischen Sinne Benjamins als dasjenige, was unter den Bedingungen der technisierten Welt nahezu unmöglich

geworden ist ³⁹ – ist an jene bereits berührte „epische Naivität“ geknüpft, die sich in Grafs Distanzierung von der literarischen Avantgarde zeigt ⁴⁰. Eben diese nach dem Ideal des „Mündlichen“ konzipierte Naivität bricht zusammen, wenn sie als der Gegensatz von „geschriebener“ Reflexion reflektiert wird und so ihre längst schon sentimentalische Ausgangslage offenbar wird⁴¹.

Genau dies geschieht, wenn Ling selbst sich unter „Zuhilfenahme von Philosophie und Geschtheit“ ⁴² auf den Gegensatz von mündlicher und schriftlicher Sprache bezieht. Die Entwicklung jener knapp dreißig Jahre zwischen *Bolwieser* und *Flucht* wird vielleicht am deutlichsten veranschaulicht durch den Befund, daß ein Oppositionspaar, welches im einen Fall (vom Leser Benjamin) *auf den (Nicht-)Roman angewendet wird*, im anderen Fall (vom Protagonisten) *im Roman selbst aufgestellt* wird. Als ein hervorragender (mündlicher) Erzähler bekannt, war Ling von seinen Freunden im Kumiankreis aufgefordert worden, eine seiner Geschichten niederzuschreiben. Diese Freunde hatten sogar einen Preis von 500 Dollar ausgesetzt, der ihm gehören sollte, wenn es ihm gelingt. (Erneut wird Schrift von Anfang an als Ware bestimmt – deren Verkauf dem verarmten Ling Notwendigkeit ist.) Als er über seine Chancen zum Gewinn des Preises nachdenkt, zeigt er sich des Unterschiedes zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit wohl bewußt:

„Eine Geschichte zu erfinden, das war für Ling gewiß keine Angelegenheit. Er wußte aus Erfahrung, wie lebendig und packend er *mündlich* erzählen konnte. Indessen bei diesem Weitergeben von Geschehnissen spielte das Improvisatorische und Schauspielerische die entscheidende Rolle. [...] Das alles aber fiel beim *Niederschreiben* einer Begebenheit – mochte sie nun auch noch so eingängig und lapidar sein – weg. Die hörbaren, die sicht- und fühlbaren Erleichterungen gab es bei diesem Abstraktionsprozeß für den Erzählenden nicht mehr. Ein stummes Surrogat aus Tinte und Druckerschwärze, ein bildlicher Notbehelf aus nebeneinandergesetzten Worten, Punkten und sonstigen Bedeutungszeichen trat an ihre Stelle [...]“ (156, Grafs Hervorhebungen).

Offenbar wird das Gegensatzpaar hier in einem anderen Sinne als bei Benjamin benutzt ⁴³: Es bezeichnet nicht „metaphorisch“ den Unterschied zwischen zwei Gattungen der Literatur, sondern meint „buchstäblich“ den Unterschied zwischen zwei Medien der Sprache, dessen letzteres – in Übereinstimmung mit einer sehr vertrauten Tradition ⁴⁴ – als sekundär im Verhältnis zum ersteren bestimmt wird: als dessen „stummes Surrogat“ oder „Notbehelf“. Berücksichtigt man aber Lings weitere Karriere, so kommt man zu einer anderen Schlußfolgerung: Er gewinnt ja nicht nur in glanzvoller Weise den Preis, sondern wird ein finanziell außerordentlich erfolgreicher Verfasser von *Erzählungen*, der nur vor der Aufgabe, einen *Roman* zu schreiben, kapituliert. Derart könnten Benjamins und Lings Versionen des Gegensatzpaares leicht vereint werden. Während das Gegensatzpaar als medientheoretisches eingeführt wird, würde es als gattungstheoretisches funktionieren: Ling gelänge es, „mündliche“ Gattungen der Literatur zu schreiben; es mißlänge ihm, „schriftliche“ Gattungen zu schreiben.

Aber auch diese „mündlichen“ Texte tragen alle Merkmale der Schriftlichkeit. Ihr Medium bleibt ihnen nicht äußerlich, sondern affiziert sie mit dem Stigma der Erfahrungsarmut ebenso wie mit ihrem Warencharakter. Schon die Entstehungsgeschichte von Lings erster Geschichte entlarvt ihre Pseudo-Mündlichkeit: Ihre Quelle scheint ein Ereignis zu sein, welches eine Bekannte von Bärbele erlebte. Doch schon bald stellt sich heraus, daß sie in vielen Zeitungen zu lesen war. Bärbele, welche Ling noch in der Geborgenheit des Emmerle-Kreises die Geschichte erzählt, wird wenig später seine Mätresse, für die er vor allem das Geld ausgibt, das er mit dem Schreiben verdient. So bringt dieser von begehrlchen Blicken beschriebene Körper (vgl. z.B. 168) die Pole von Mündlichkeit und Schriftlichkeit mit denen von Geborgenheit und Verausgabung zur Deckung; Bärbele wird selbst zur Ware wie Lings erste Geschichte, für die sie sorgt.

Als Roman über das Schreiben kann *Die Flucht ins Mittelmäßige*, wenngleich weit entfernt davon, ein *Nouveau Roman* zu sein, doch präzise mit Termini beschrieben werden, die in der Theoriebildung entwickelt wurden, welche den *Nouveau Roman* begleitete. Seine Erzählstruktur ist von einer doppelten ‚mise en abyme‘ geprägt – so nennen die Theoretiker der *Tel-Quel*-Gruppe

mit einem bei André Gide entliehenen Terminus die Technik, durch welche Teile des Werkes im Werk selbst gespiegelt werden⁴⁵. *Die Flucht ins Mittelmäßige* erzählt von zwei nur im Rahmen seiner eigenen Fiktion existierenden Romanen, die miteinander und mit *Flucht* selbst zusammenhängen. Der eine ist Lings eigenes unvollendetes Projekt, ein eigenartiger Science-Fiction-Roman über die Aufzucht von knochenlosen Schweinen und die Auswirkungen dieser Erfindung⁴⁶. Sein Sujet läßt sich auch als Allegorie seiner Form lesen; der Roman mißlingt, weil er zu keiner Konstruktion gelangt (vgl. 550), quallenhaft wie die Schweine ist, von denen er erzählen will.

Der andere Roman wird von Jack Neuberger geschrieben, der in vielerlei Hinsicht Lings Doppelgänger ist: auch er von deutscher Herkunft, auch er ein Dilettant, dem es ebenfalls gelingt, viel Geld mit Geschichten zu verdienen, die er, wie Ling seine eigenen, nicht für sehr wertvoll hält. Neuberger, den eine Haßliebe an Ling bindet, inspiriert offenbar den Plan des Kumiankreises, aus Ling einen Schriftsteller zu machen – sei es, um ihm finanziell zu helfen, sei es, um ihn durch die dadurch erweckte Geldgier zu korrumpieren. Sein Roman *Der krumme Weg ins Nichts* ist zweifellos eine sehr genaue ‚mise en abyme‘, da er vom Leben der Emigranten in New York handelt und sein Protagonist viele Züge mit Ling teilt. (Sogar sein Titel ist offensichtlich eine Parodie auf *Die Flucht ins Mittelmäßige*). Die derart gestiftete Doppelgänger-Beziehung hat gewiß ihre unheimlichen Aspekte: Das Leben des Protagonisten von *Flucht* scheint durch das des Protagonisten von *Der krumme Weg* vor-geschrieben zu sein, das im Selbstmord endet. Diesem Schicksal entgeht Ling vielleicht nur auf Kosten eines anderen Selbstmordes, des von Laschinski, eines anderen ehemaligen Mitgliedes des Kumiankreises. Von den letzten Tagen dieses Literaturprofessors erfährt Ling nur dank eines langen Briefes von Laschinski selbst, den er gerade rechtzeitig zu lesen scheint, um sich seiner eigenen Situation deutlicher bewußt zu werden. Der norwegische Professor Sören Tjedergaard, Laschinskis Kollege, überbringt Ling diesen Brief und fordert ihn zu dessen Lektüre mit diesen Worten auf: „Lesen Sie before the letter“ (502).

Umgeben von so vielen Texten, die sein Leben bezeugen oder sogar es vorherzubestimmen drohen, reagiert Ling mit jener apotropäischen Geste, die dem Literaten im Gegensatz zum Literaturprofessor erlaubt zu sein scheint. Denn fast am Ende des Romans ereignet sich, was sich fast zu Beginn von Grafs Exil ereignet hatte: eine Bücherverbrennung. Ling verbrennt ein Exemplar von Neubergers Roman und das gesamte Manuskript seines eigenen (vgl. 563). Erst jetzt scheint er frei genug zu sein, um nach Deutschland zurückzukehren, wo er nicht mehr schreibt, sondern „einen wahren Horror vor Geschriebenem“ entwickelt: „Das bildgewordene Wort war nicht mehr jenes Sinnvolle, das sich in der eigenen Stille erfüllte.“ (569) Es ist nach der Logik der ‚mise en abyme‘ fast unmöglich, diese Sätze nicht auch auf den Roman selbst zu beziehen, in dem sie sich befinden.

Victor, ein weiteres Mitglied des Kumiankreises, hatte, als Ling noch in Amerika war, eine Erklärung für dessen Unfähigkeit, mit seinem Roman voranzukommen: „’Du lebst schon zu lang als deutscher Schriftsteller in der englischsprechenden Welt.’“ (546) Wie zureichend diese Erklärung auch immer sein mag, so beschreibt sie jedenfalls eine unumkehrbare Entwicklung. Unumkehrbar ist diese in all ihren Aspekten, da sie auch die mündliche Hälfte der Sprache infiziert hat: Weit davon entfernt, in die Sprache als Heimat, in die Heimat als Sprache zurückzukehren, erlebt Ling bei der Ankunft in Frankfurt seine Muttersprache vielmehr als diasporitisch im zweiten Grade:

„er empfand nicht das geringste Anrühren, als ihm die vertraute Sprache wieder entgegenschlug und einiges aus der Erinnerung greifbar wurde.“ (568)

Eine notwendig paradoxe Schlußfolgerung stellt sich her, wenn die beiden binären Oppositionen, die eine von „Heimat“ und Exil (bzw. Diaspora), die andere von gesprochener und geschriebener Sprache, wieder zueinander in Beziehung gesetzt werden. Verwendet man ein Begriffspaar wie dasjenige Benjamins in einem strengen Sinne, zeigt sich „Heimatom“ als Oxymoron. Denn was vom Geburtsort her stammt, kann überliefert werden nur in einer Gestaltung, die nach dem Ideal des Mündlichen konzipiert ist; die Tradition des Erzählers ist „before the letter“, vor dem Buchstaben, zu lokalisieren. Die „körperliche Erscheinung des Erzählers“ (156) und seiner Stimme ist Garant für die Erfahrbarkeit des dadurch gleichsam selbst Gegenwärtigen. Was aus dieser Anordnung bestenfalls entstehen könnte, wäre eine „Heimaterzählung“, möge sie auch

schriftliche Gestalt annehmen und trüge sie auch, wie *Bolwieser*, die Gattungsbezeichnung „Roman“.

Aber der Provinzschiftsteller, in Berg geboren und in New York wohnhaft, realisiert das Oxy-moron. Er realisiert es mit einem Roman, welcher das Problem, einen Roman zu schreiben, ver-schränkt in eine Reflexion auf Heimat und deren unwiederbringlichen Verlust als einer Totalität von Zu-Hause-Sein und Herkunftsort. Als ein Roman, der das Leben des Diasporiten so exem-plarisch als erfahrbares erzählen wollte wie *Grafs Dorfgeschichten* das des Dorfbewohners, wäre *Die Flucht ins Mittelmäßige* notwendig, was sein Arbeitstitel nicht nur auf Lings Quallenschwein-Projekt bezieht: *Der mißlungene Roman*. Gelungen ist er gleichwohl als ein Roman, der den Ver-lust an mittelbarer Erfahrung als die Bewegung seiner eigenen Gestaltung thematisiert und im Horror vor jener unhintergehbaren Schriftlichkeit endet, der er seine eigene Existenz verdankt. Als ein Roman über die Gefahren, die „Heimat“ noch und gerade dann drohen, wenn sie wesent-lich als sprachliche konzipiert wird, ist *Flucht* der einzig mögliche „Heimatroman“. Er ist verwurzelt in der Entwurzelung, in den Brüchen einer auch nach 1945 nicht befriedeten Geschichte, in den Brüchen der Sprache, zwischen den Sprachen.

Anmerkungen

- 1 Nach einer mündlichen Auskunft Gerhard Bauers ist man bis heute noch nicht in der Lage, Grafs Bericht an Quellen zu überprüfen. Überhaupt steckt ja die Erforschung des „konstruktiven“ Teils nationalsozialistischer Literaturpolitik noch in ihren Anfängen.
- 2 Vgl. Gerhard Sauder (Hrsg.): *Die Bücherverbrennung. 10. Mai 1933*. München/Wien 1983, S. 287. Dort auch einer von unzähligen Nachdrucken von *Verbrennt mich!*.
- 3 Die Aktion wurde jedenfalls in der *Bayerischen Hochschulzeitung* angedroht; vgl. zu einem Abdruck: Sauder, a.a.O., S. 286 f. Ob sie tatsächlich stattfand, steht wohl nicht fest.
- 4 Zu einem ausführlichen Versuch der Bestimmung von „Heimat“ vgl. stellvertretend Ina-Maria Greverus: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*. Ffm 1972.
- 5 Zitiert nach: Günter Häntzschel: *Oskar Maria Graf – ein 'Volksschriftsteller'?*. In: *text und kritik. Sonderband Oskar Maria Graf*. München 1986, S. 24, der zuerst auf diese Passagen aufmerksam machte.
- 6 *Gelächter von außen*, München 1980, S. 283.
- 7 *Antwort an einen und viele Genossen*. In: Wolfgang Dietz/Helmut F. Pfanner (Hrsg.): *Oskar Maria Graf. Beschreibung eines Volksschriftstellers*. München 1974, S. 27.
- 8 Vgl. dazu die ihrerseits ambivalenten Bemerkungen von Michael Rohrwasser: *Oskar Maria Grafs Antiintel-ktualismus*. In: *text und kritik*, a.a.O., S. 39 – 43, insb. S. 37 u. 42 f., Anm. 23.
- 9 Vgl. z.B. Häntzschel, a.a.O., 28 f. sowie, zur „epischen Naivität“, unten, insb. Anm. 40.
- 10 Der oben zitierte Anspruch, ein Volksschriftsteller zu sein, wird von Graf im Rahmen einer Verteidigung von *Wir sind Gefangene* gegen Angriffe auf das Buch in der *Linkskurve* aufgestellt.
- 11 *Gelächter von außen*, a.a.O., S. 119.
- 12 Vgl. z.B. Julius Langbehn: *Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen*. Leipzig 1890, S. 125: „Künstler Bauer König stehen und fallen miteinander“.
- 13 Vgl. *Gelächter von außen*, a.a.O., S. 281 ff.
- 14 Vgl. Georg Bollenbeck: *Oskar Maria Graf*. Reinbek 1985, S. 99.
- 15 *Reise in die Sowjetunion 1934*, hrsg. v. Hans-Albert Walter, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 15.
- 16 A.a.O., S. 70. Graf zeigt sich dessen wohl bewußt, daß auch diese Gefühle von einer Ambivalenz bedroht sind. Zwar setzt er seine Massenekstase nicht ausdrücklich von vergleichbaren faschistischen ab. Doch er erzählt eine recht lustige Geschichte darüber, wie er mit den „Genossen“ in Tuchfühlung gerät: sie prüfen die Festigkeit seiner Lederhose – die er während der ganzen Reise ausziehen sich weigert – mit Nadelstichen (vgl. a.a.O., S. 70 ff.).
- 17 A.a.O., S. 63.
- 18 Vgl. a.a.O., S. 43 f.
- 19 *Unser Dialekt und der Existenzialismus*. In: *An manchen Tagen*. Ffm 1961, S. 98. Der Aufsatz führt diese pro-fanierende Kraft ins Feld gegen die Sprachverwendung des „Heidegger-Martl“ und ist derart eine launige Variante von Adornos *Jargon der Eigentlichkeit*. Er könnte auch als später Versuch gelesen werden, Grafs Plädoyer für Regionalismen nicht nur gegen dasjenige Heideggers abzugrenzen, sondern auch gegen die eigene frühere Anfälligkeit für den „Jargon der Eigentlichkeit“, etwa in den oben zitierten Passagen aus *Die Heimsuchung*. Graf konnte offenbar Heideggers eigene Berufung auf den Dialekt noch nicht kennen, an welcher er schwerlich mehr als einen gewissen vornehmen Ton hätte kritisieren können: „Sprache ist Sprache als Muttersprache. [...] Sprache ist nach ihrer Wesensherkunft Dialekt. [...] Die Mundart ist nicht nur die Sprache der Mutter, sondern zugleich und zuvor die Mutter der Sprache.“ Martin Heidegger: *Sprache und Heimat* (zuerst 1960). In: *Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 13. Ffm 1983, S. 156.

- 20 Vgl. *Oskar Maria Graf in seinen Briefen*, hrsg. v. Gerhard Bauer u. Helmut F. Pfanner. München 1984, S. 81 (an Kurt Rosenwald, 13.4.1934) und S. 163 (an Kurt Kersten, 10.5.1942).
- 21 *Reise*, a.a.O., S. 154.
- 22 *Briefe*, a.a.O., S. 118 (an Therese Graf, 16.11.1937).
- 23 *Das Leben meiner Mutter*. München 1978, S. 387.
- 24 A.a.O., S. 553.
- 25 Vgl. *Briefe*, a.a.O., S. 241 (an Warnecke, 24.12.1952) sowie *Was mich abhält, nach Deutschland zurückzukehren*. In: Dietz/Pfanner, a.a.O., S. 49.
- 26 *Leben meiner Mutter*, a.a.O., S. 523.
- 27 A.a.O., S. 308.
- 28 *Briefe*, a.a.O., S. 173 (an K. Kersten, 24.5.1943). Dies als einer der Gründe, warum er beim Englischlernen so wenig Fortschritte macht.
- 29 Diesen Hinweis und die Möglichkeit seiner Überprüfung am amerikanischen „Original“ verdanke ich Michael Rohrwasser.
- 30 Im folgenden zitiert nach der Ausgabe München 1976 und belegt durch bloße Angabe der Seitenzahl im fortlaufenden Text.
- 31 Helmut Pfanner: *Oskar Maria Graf in Amerika*. In: *text und kritik*, a.a.O., S. 128, relativiert unnötig den ausdrücklich markierten Bezug auf das Judentum, wenn er die Diaspora als jene begreift, „wie sie religiöse Minderheiten zu allen Zeiten in verschiedenen Ländern erlebt haben“. Für den bayerischen Katholiken Graf äußerst unwahrscheinlich ist etwa, daß er an die Diaspora des Katholizismus gedacht haben könnte.
- 32 Denn Graf hat das Wort „Diaspora“ auch außerhalb des Romans verwendet; der letzte (nur noch geplante) Teil seiner Autobiographie sollte den Titel tragen: „Vom Exil zur Diaspora“.
- 33 Vgl. die Einschränkungen bei Gerhard Bauer: *Gefangenschaft und Lebenslust. Oskar Maria Graf in seiner Zeit*. München 1987, S. 338 und bei Gerhard Mersmann: *Oskar Maria Graf. Rebellisches Exil – Utopische Provinz*. Ffm [etc.] 1988, S. 127 f.
- 34 *Was mich abhält, nach Deutschland zurückzukehren*, a.a.O., S. 47.
- 35 *Bayern in Amerika*, zitiert nach: Rolf Recknagel, *Ein Bayer in Amerika*. Berlin (DDR), S. 289.
- 36 *Briefe*, a.a.O., S. 250 (an K.O.Paetel, 4.3.1954).
- 37 Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*. Ffm 1972 ff., Bd. III, S.309 und (ohne Einschub „geschichtlich gesehen“) a.a.O., Bd. II, S. 443.
- 38 Vgl. a.a.O., Bd. III, S. 311.
- 39 Vgl. *Der Erzähler*. In: a.a.O., Bd. II, S. 439 und *Erfahrung und Armut*, a.a.O., S. 213 ff.
- 40 Vgl. Theodor W. Adorno: *Über epische Naivität*. In: *Noten zur Literatur*. Ffm 1974 (= *Gesammelte Schriften*, Bd. XI), S. 36: „Sie [die epische Naivität] hält jene Möglichkeit von Erfahrung fest, welche zerstört wird von der bürgerlichen Vernunft, die sie gerade zu begründen vorgibt.“ Graf denkt genau in demselben Oppositions-paar von epischer Erzählung und Reflexion: „Mir kommt es vor, als verstünden die meisten (auch die ganz großen wie Mann und Hesse) gar nicht, daß es weder ein Recht, noch eine Gerechtigkeit im Leben der Völker und Menschen gibt, daß dieses Recht nur in der reinen erzählenden Epik liegt, im klaren dichterischen Bericht ohne Zuhilfenahme von Philosophie und Gescheitheit.“ *Briefe*, a.a.O., S. 246 f. (an Warnecke, 6.1.1954). Auch Benjamin bemüht das Epische (im neuen, Brechtschen, vielleicht aber von dem alten hierin gar nicht abweichenden Sinne) zur Kennzeichnung von Grafs Werken (vgl. a.a.O., Bd. III, S. 309 f.).
- 41 Emblematisch hierfür ist die berühmte Wendung in *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*: „Daß man erzählte, wirklich erzählte, das muß vor meiner Zeit gewesen sein.“ Rainer Maria Rilke, in: *Sämtliche Werke*. Ffm 1966, Bd. VI, S. 844.
- 42 Vgl. oben, Anm. 40.
- 43 Vgl. zu diesem Zusammenhang auch Mersmann, a.a.O., S. 116 ff.
- 44 Vgl. dazu v.a. Jacques Derrida: *Grammatologie*. Ffm 1974 (zuerst frz. 1967).
- 45 Vgl. dazu v.a. Lucien Dällenbach: *Le récit spéculaire. Essay sur la mise en abyme*. Paris 1977.
- 46 Auch dieser Roman mag eine autobiographische Anspielung sein, auf einen anderen Roman, der Graf nicht zu seiner eigenen Zufriedenheit gelang, obwohl er ihn zweimal fertigstellte: seinen Science-Fiction-Roman *Die Eroberung der Welt*, in einer zweiten Fassung *Die Erben des Untergangs*.

Dieser Aufsatz ist eine umgearbeitete und ins Deutsche zurückgeführte Fassung eines im Mai 1991 an der Stanford University gehaltenen Vortrags. Er ist jenen gewidmet, die den Bayern nach Amerika einladen und ihn dort beherbergen.